

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

7) Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

Madeleine schien ganz begeistert, ein wahrer Enthusiasmus, jene glühende Parteinahme, die der weiblichen Seele so eigen ist, belebte ihr Antlitz.

„Sie haben also Vertrauen zu mir?“ fragte er mit einer Art Befangenheit.

„Ein unbegrenztes Vertrauen!“ rief sie lebhaft aus. „Wenn ich die Wahl hätte zwischen Ihrer Ansicht und der unsrer berühmtesten Ärzte, ich würde keinen Augenblick zögern, Ihnen zu folgen.“

Sie schwiag errötend, während er vor Vergnügen erbebt. Etwas unendlich Liebliches war geschehen; die süße Kraft, die bis zu der Menschheit letzten Tagen die Leiden und den Tod vergessen machen wird, hatte sich fühlbar gemacht. Vielleicht liebte ihn dieses schöne Mädchen noch nicht, aber sicherlich war er der Mann nach ihrem Herzen. Ein einziges Wort, und dieses schwankende, unsichere Herz wurde sein! Bei diesem Gedanken fühlte er sich selbst von dem Liebestaumel ergriffen, zitternd, beräuscht, bereit, alle möglichen Glücksbilder mit diesen strahlenden Augen, diesen schönen Wimpern, diesem zart geschwungenen Mund der Wangen, diesem kleinen, sinnlichen Mund, der gleichzeitig an die frischen, roten Frühlingsblumen und an die rosigen Muscheln auf dem Grunde des Meeres erinnerte, in denen auf Perlmuttergrund die feuchte Perle ruht, zu verbinden. Wie berauschend war schon das Knistern ihrer Gewänder, dieses leise Rauschen der Stoffe, in denen die Schauer der Natur zu walten schienen, alle jene ausserlesenen Geräusche der Blätter, des Grases, der Flügel, des schmelzenden Schnees!

Wieder begleitete sie ihn bis an die Thür und ihr Händedruck dauerte einige Sekunden länger, während sie einander unsicher ansahen, jedes seiner selbst und des andren noch nicht ganz sicher.

„Sie wird mein! Sie wird mein!“ sagte er sich, während er die Treppe hinabstürmte.

Aber gerade die Energie, mit der er diesen Gedanken ausdachte, brachte die ganze Unruhe zurück. Die Bilder wirbelten durcheinander. Die hellen Augen und die feinen Linien um Madeleines Kinn vernünfteten sich mit dem ganzen „Trödel“ von Plessis. Er sah häßliche, mißtrauische Erscheinungen, die all diese Kleinigkeiten in die Hand nahmen, Schubladen aufzogen, inventarisierten. Ein einziger genauer Hinweis und alles war verloren. Dann würde dieses reizende junge Geschöpf nie in seinen Armen ruhen.

„Ja, aber jetzt habe ich doch wenigstens eine Aussicht. Gestern um diese Zeit war von so etwas gar nicht die Rede. Alles in allem genommen, habe ich das Richtige gethan. Ja . . . aber . . . wie verhält es sich mit Jeanne-Marguerite Dufrène?“

Er verbrachte den ganzen Tag in rastloser Beschäftigung. Glücklicherweise selbst zu entsleichen, war er nie eingehender in seiner Diagnose gewesen, nie vorsichtiger und gewissenhafter in der Wahl seiner Arzneien.

Um halb sieben fand er sich wieder bei Madame Monteaury ein. War der Zufall ihm günstig gewesen, oder war die Kranke dem Einfluß des Serums besonders zugänglich; sie war fast vergnügt.

„Ich habe zwei Stück Peyton geschluckt, habe ein Ei, etwas geröstetes Brot und etwas grüne Erbsen gegessen.“

„Das ist mehr, als ich zu hoffen wagte.“ sagte er. Er füllte ihr den Puls, dann auskultierte er die alte Dame. Wie er es erwartet hatte, konnte er das Verschwinden jener Geräusche der Blutleere in der Gegend des Herzens und des kalten Konstatieren. Aber trotzdem konnte, da die Schwäche sehr groß gewesen war, die Wirkung rasch zurückgehen. Wenn Madame Monteaury noch heute etwas zu essen vermochte, dann war er der Meinung, daß sie eine gute Nacht haben würde. Er sagte:

„Ich wünschte, Sie würden noch eine kleine Mahlzeit einnehmen, gnädige Frau. Wie wäre es mit einem Ei, einem Salzkafe, dann einer Tasse ganz leichten Thees mit sehr viel Zucker?“

„Ich möchte schon,“ entgegnete sie schüchtern, „aber ich werde mehr Kraft dazu haben, wenn Sie dabei bleiben. In Ihrer Gegenwart werde ich mich überwinden müssen.“

„Einverstanden,“ sagte er, „ich bin für heute abend ohnehin mit meinen Besuchen fertig.“

„Wo sind Sie frei?“

„Ein Arzt ist niemals frei. So wie ich nach Hause komme, dann kann man fünf gegen zehn wetten, daß ich mindestens noch ein- oder zweimal gerufen werde.“

„Sie müssen aber doch dinieren?“

„Ja, natürlich,“ sagte er lachend, „wenigstens zumeist. Ich bin ganz frei von sieben bis halb neun, ab und zu verführe ich auch über meinen Abend.“

„Also, wenn Sie sehr nett und lieb sein wollten, dann würden Sie heute abend mit uns dinieren . . . wir lassen Ihnen Ihre Post herüber holen. Ich bin abergläubisch! Mir scheint, als müßten Sie mir heute ganz besonderes Glück bringen. Sie sind mein Glückstern, und Madeleine schwört darauf, daß wir in die Aera der Genesung eingetreten sind.“

Bei dem Namen Madeleine war er erbebt. Seit er im Zimmer war, wartete er auf den Eintritt des jungen Mädchens. Es beunruhigte ihn, daß er sie nicht zu sehen bekam. Er zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Es widerstand ihm ganz merkwürdig, sich seine Post holen zu lassen. Bei seinen vielen Gläubigern mußte er stets auf irgend eine kompromittierende Sendung gefaßt sein. Hauptächlich aber erfüllte ihn jene dumpfe, undefinierbare Angst vor jenem furchtbaren Unberhofften, dessen Vorgefühl ihm seit dem frühen Morgen jeden Augenblick das Herz zusammenkrampfte. Aber die Aussicht war zu verlockend. Er suchte einen Ausweg.

„In unserm Beruf,“ sagte er, „muß man immer irgend ein Mißverständnis befürchten. Wenn ich beruhigt bin, werde ich mit um so größerem Vergnügen Ihrer freundlichen Einladung folgen. In fünf Minuten bringt mich mein Wagen nach Hause, in weiteren fünf Minuten habe ich alles nachgesehen, so daß ich in zwanzig Minuten wieder hier sein könnte.“

„Wir werden Sie mit Vergnügen erwarten.“

Er zitterte, als er seine Wohnung betrat, heftiger, als er gezittert haben würde, einen Löwenwinger zu betreten. In der Thür des Vorzimmers verschlug ihm die Vision von Hallen, von dunklen, grausamen Gefahren, den Atem. Diese Furcht gab sich sofort, als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, sie stellte sich aber noch empfindlicher, noch unerträglicher angefaßt seiner Briefe ein. Aber welche Erleichterung, als er sie überflogen hatte! Welche Freude, sie ganz banal und bedeutungslos zu finden! Guy gönnte sich einige Augenblicke, um etwas Toilette zu machen. Die zwanzig Minuten waren kaum verstrichen, als er sich schon wieder im Salon der Madame Monteaury einfand.

„Für heute habe ich gewonnen,“ sagte er, „vorläufig hat vor morgen früh niemand nach mir Verlangen getragen.“

„Also schenken Sie uns Ihren ganzen Abend?“

„Sehr gern, bis zehn Uhr, so schreibt es die ärztliche Wissenschaft vor, muß Madame Monteaury zu Bette gehen.“

„Jeden Abend?“

„Zawohl.“

„Aber an den Abenden, wo man ausgehen muß?“

„Dann muß man auch vor Mitternacht wieder zu Hause sein. Auch sollen Sie so wenig als möglich ausgehen, ja ganz und gar nicht, bis eine entschiedene Besserung eintritt.“

„Da haben Sie nichts zu befürchten, lieber Doktor, wir gehen sehr wenig aus!“

Es trat ein kurzes Schweigen ein.

Serbeline wurde ungeduldig, weil Madeleine noch immer nicht kam. Unwillkürlich spähte er nach der Glashür. Endlich erschien sie in einem hellgrauen Crêpe de Chine-Kleid, mit einem Kragen und Revers aus Guipure. Ueber dem rosa Einsatz lag eine weiße Spitze. Sie war so frisch, so leicht, so göttlich jung, daß beide, Serbeline sowohl wie die Mutter, sie einen Augenblick ganz entzückt betrachteten.

„Ach!“ seufzte Madame Montcaux. „Ist man nicht eigentlich schon tot, wenn man aufhört, jung zu sein? Kennen Sie diese Zeilen von Loti . . . aus „Ramuntcho“? Ich habe sie oft gelesen, daß ich sie auswendig weiß. „Ach, wer kann es sagen, warum es auf Erden holde Abende giebt, und schöne Augen, in die man blicken kann, und Blumendüfte in Fülle, die uns aus Gärten, sobald die Frühlingsnacht herniederfällt, wenn all das, o Ironie, nur zum Bineinandergehen, zum Verfall, zum Tode führt!“

Tränen verschleierten ihre Augen. Sie zwang sich zu lächeln. Aber eine Traurigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Die Trauer über die Flüchtigkeit aller Schönheit, die der Abenddämmerung, der innerfüllt gebliebenen Wünsche, und es war eine wahre Erleichterung für alle drei, als der Diener meldete: „Es ist angerichtet!“

Durch die Anwesenheit Herbelines animiert, aß die Kranke zwei Eier, etwas Creme und ein Biskuit. Anfangs verließ die Mahlzeit sehr heiter. Madeleines Liebenswürdigkeit und Schönheit bildeten eine Abwehr gegen die Sorgen und Befürchtungen des jungen Mannes. Dann breitete sich eine unbestimmte Schwermut über sie, eine Schwermut, die bei Madeleine eine ungemein zarte, wie von Hoffnungen getragene Gestalt annahm.

Mögllich sagte Madame Montcaux, deren Schwäche sie unfähig machte, einen Gedanken zu unterdrücken:

„Sagen Sie, Doktor, haben die, die sterben müssen, eine Vorahnung des Todes?“

„Im Gegenteil, gnädige Frau. Die Natur breitet fast immer einen verhüllenden Schleier über das Drama. Man fühlt sich durchaus nicht sterben, und selbst wenn man den Tod herannahen fühlt, kommt es selten vor, so glaube ich wenigstens, daß die letzten Augenblicke schrecklich sind. Es tritt eine Art Bewußtlosigkeit ein.“

„Und diejenigen, die sich sterben fühlen, scheinen sie zu gläubig zu sein, ich meine, scheinen sie instinktiv an ein Jenseits zu glauben?“

„Instinktiv? Wie soll man das verstehen? Wie an eine Sache, die ihnen mit einer gewissen Klarheit erscheint — eine Art höherer Offenbarung? Ich habe nichts Derartiges beobachtet. Selbst für die durch Erziehung und Gewohnheit Gläubigen ist die Frage sehr kompliziert und die Lösung sehr verschieden. Es giebt Katholiken, die sich in ihrer letzten Stunde nach einem Gegenstand oder einer Person erkundigen, andre beschäftigen sich mit irgend einem Ereignis, die meisten stehen eigentlich ganz unter der Macht des Augenblicks. Nein, ich würde nicht zu behaupten wagen, daß das Herannahen des Todes irgendwie auf das Jenseits vorbereitet.“

„Und das Gewissen, die Reue, das Bedauern, dies oder jenes gethan zu haben?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kolonistendörfer bei Berlin.

Die Gebiete zwischen Elbe und Oder umfaßten zu Beginn der heutigen Zeitrechnung die Kernlande unserer germanischen Vorfahren. In der Hauptsache waren sie von den Stämmen der großen gotischen Sprachgruppe bewohnt. Als diese unter den Schlägen der Völkerwanderung von ihrem Boden gerissen und zersplittert in das römische Reich geworfen wurden, wanderten Slaven in die verlassenen Sige. Von den drei Hauptgruppen der Obotriten, Lütizen und Sorben, in die sich die neuen Bewohner schieden, fiel den Stämmen der Lütizen oder Wilzen, wie die Deutschen sie nannten, die führende Rolle zu. Sie waren es, die in den folgenden Jahrhunderten die Seele des Widerstandes der Ostslaven gegen die germanische Welt bildeten. Ihr Gebiet erstreckte sich vom Seen-Hügelland Mecklenburgs, dessen östlichen Teil sie innehatten, und von der Allerplatte hinab durch das Flachland der Havel und Spree zu den Hügeln des Fläming. Lag der politische Mittelpunkt auch weiter nördlich an der Tollense, wo zu Hethra der große Nationaltempel ihres Kriegsgottes stand, so waren doch die Stämme des Havellandes wegen ihrer nahen und bequemen Verbindung mit der Elbe und dem nachmaligen Emporium des Elbhandels, Magdeburg, den Deutschen am bekanntesten.

Die Frage nach der Rückgewinnung der Lande zwischen Elbe und Oder wurde früh, zumal angefaßt der Expansionskraft, die das bald erstarkende Polenreich entwickelte, eine Lebensfrage für das Germanentum. Schon am Hofe Karls des Großen hatte man sich für einige Zeit mit dem Gedanken getragen, das Gebiet jenseits der Elbe in Verbindung mit dem gesamten Norden unter die Vormächtigkeits des Reiches zu stellen oder, in der Sprache des Mittelalters ausgedrückt, dasselbe zu christianisieren. Aber erst die Sachsenkaiser, insbesondere Otto der Große waren im stande, den Plan ersthaft

aufzunehmen. Wie einst Sachsen, so wurde jetzt das Slavenland blutig unterworfen, in den Schematismus der Grafschaftsverfassung gezwängt und nach Distrikten geordnet. Havelberg und Brandenburg waren die Neugründungen im Gebiete der Wilzen. Die Vesteherung fand zwangsweise und in Massentaufen statt: Tribut und Christentum, heißt es in charakteristischer Neben-einanderstellung bei Adam von Bremen, mußten die Wenden bieten, um Frieden zu erhalten und bei Land und Leben gelassen zu werden. Nicht nur das Zehntenwesen drängte man den Slaven in vollster Rücksichtslosigkeit auf, die Uebertretung kirchlicher Gebote ward mit geradezu barbarischen Strafen geahndet. So wurden, um von Schrecklicherem zu schweigen, allen Fastenbrechern die Zähne ausgegriffen. Kirchliche Chronisten jener Zeit fanden diese Gepflogenheiten „zwar hart, aber immerhin löblich.“ Als daher mit dem Niedergang des sächsischen Kaiseriums um die Wende des Jahres tausends in allen Provinzen rechts der Elbe das deutsche Joch abgeschüttelt ward, trat diese Tatsache naturgemäß und in erster Linie als eine Reaktion des Heidentums gegen das Christentum, in der totalen Vernichtung und Ausrottung des letzteren in die Erscheinung. Von solcher Gewalt war der Rückschlag, daß erst etwa 150 Jahre später an eine Neueroberung der verlorenen Gebiete gedacht werden konnte. Diesmal verfuhr man nach einer zwar erfolgreicheren, aber im allgemeinen dafür noch grausameren Methode. Graf Adolf II. von Holstein war es, der zuerst auf dem slavischen Gebiete Wagriens einen Kolonialstaat gründete, nachdem zuvor die wendische Einwohnerschaft durch Kriege und Raubzüge nahezu vertilgt worden. Nicht nur zog er niederländische, flandrische und holländische Kolonisten zahlreich in das Land; an Stelle des slavischen Wudu gründete er die Stadt Lübeck, „zeitlich wie ihrer mittelalterlichen Bedeutung nach die erste Stadt der Ostsee“. Neben die ländlich verstreute Kultur trat also die städtische Centralisation, neben dem Ackerbau Verkehr und Handel. Damit war von Anbeginn die Einsicht in die Daseinsbedingungen eines germanischen Ostens gewonnen.

Die beiden Männer, die die Grundlinien für die Germanisierung der Mark Brandenburg gelegt haben, sind Albrecht der Bär, an dessen Haus das Land 1134 fiel, und der Bischof Anselm von Havelberg. Wirtschaftlich folgten sie durchaus dem Grundsatz Adolfs von Holstein in der engen Verbindung von bäuerlicher und städtischer Kolonisation. Im übrigen aber waren Albrecht der Bär und seine Nachfolger aus dem astanischen Hause unter den Germanisatoren östlich der Elbe die humansten, weshalb gerade sie in der ökonomischen Entwicklung ihrer Gebiete die bedeutungsvollsten Resultate erzielten.

Als die Kolonisation begann, war nicht nur infolge des steigenden wirtschaftlichen Einflusses der sächsischen Nachbarlande die innere Kraft des wendischen Heidentums gebrochen; es hatte sich auch, zumal unter den Lütizen, das Kleinönigtum ausgebildet, Dynastien, die meist von Zwingburgen herab das flache Land mit fast unbeschränkter Gewalt beherrschten. So werden Meinfried und später Pribislaw zu Brandenburg als Herren der Zauche und des Havellandes genannt; zu Köpenick gebot Jakzo über den Barnim und den Zeltow; zu Havelberg schaltete Wittind als Herr des Brizauchlandes. Es genügt zu sagen, daß diese Gebiete schon zur Zeit Albrechts des Bären in der Hauptsache an die Astanier fielen. Die späteren Kämpfe um einzelne Teile derselben besitzen lediglich dynastisches Interesse, da schon unter Albrecht und seinen ersten Nachfolgern die Germanisierung derselben in ihren Hauptlinien vorgezeichnet war. In äußerst geschickter Weise nämlich haben es die Astanier verstanden, zuerst ein festes Gerippe von Kolonisationen über das ganze Land zu verbreiten, von wo aus die Germanisierung langsam, aber stetig und des endgültigen Erfolges gewiß fortschreiten konnte und mußte.

Wie in den gesamten Landen zwischen Elbe und Oder, so spielen auch in der Mark in der Geschichte der Kolonisation die Mönchsorden der Prämonstratenser und Zisterzienser eine große Rolle. Die Bedeutung der ersteren lag freilich weniger in ihren Klostergründungen. Sie setzten sich mit Vorliebe an die Centren des Verkehrs, so an die Stifte Leitzow (1139), Zerichow (1144), Havelberg (1144), Brandenburg (1149) und Ragueburg (1156). Es war dieselbe Zeit, wo unter Albrechts des Bären ersten Nachfolgern innerhalb zweier Generationen an die hundert neue Städtchen und Flecken sich in der Mark erhoben. Von weit größerem Gewicht und Einfluß wurden nach dem raschen Verfall der Prämonstratenser seit 1170 die Zisterzienser. Ihre beiden Hauptniederlassungen in der Mark waren die Klöster Lehnin und Chorin, auf die zum guten Teile die Urbarmachung und Kolonisierung der Wendenümpfe gerade in der Nachbarschaft Berlins zurückzuführen ist.

Wie die meisten Mönchs-niederlassungen knüpfte auch die von Lehnin an Legende und Sage an, soll doch Albrechts Sohn Otto I. durch ein frommes Traumgesicht auf der Jagd zur Gründung des Klosters bestimmt worden sein. In Wahrheit aber bewogen ihn die Erfolge, die das 1171 in den Moränen der Ruche bei Zitterbog aufgeführte Kloster Zinna aufzuweisen hatte, sich bei dem Kloster Sittichenbach in der Nähe von Eisleben um eine Schar von Zisterziensermönchen zu verwenden, die in den Brüchen bei Brandenburg angesiedelt werden sollten. Im April 1180 ward das Kloster gegründet und am 5. April 1183 von Abt Sibold, den nachmals die Wenden erschlugen, mit 12 Mönchen und 12 Laienbrüdern bezogen. Im großen und ganzen wird man sagen dürfen, daß mit dem Augenblick, wo wendisches Bruchland in den Besitz des Klosters übergeführt ward, auch die Germanisierung desselben begann. Beruhte doch die ganze wirtschaftliche Tätigkeit der

Kolonisationsperiode auf der Heranziehung deutscher Elemente. Schon der Schühbrig, der Kaiser Conrad 1150 Anselm von Havelberg ausstellte, spricht diesen Grundsatz deutlich aus. Weil die Burgen und Ortschaften des Bistums, heißt es dort, durch die häufigen Einfälle der Slawen so verwüstet und verfallen, daß sie fast unbewohnt seien, so verleihe er, der Kaiser, dem Bischofe das Recht, „ohne jemandes Widerspruch Kolonisten darin anzusiedeln, aus welchem Volk er wolle und könne“. Ueber das Verfahren, das bei der Kolonisation der Spree- und Havelgebiete eingeschlagen ward, wissen wir, auch soweit die Klöster in Betracht kommen, nichts Bestimmtes. Doch deutet manches darauf hin, daß wir uns daselbe entsprechend dem Vorgehen der schlesischen Pfaffen zu denken haben, die neben den kleinen slawischen deutsche Dörfer anzulegen pflegten. Jedenfalls erklärt sich so am leichtesten das Nebeneinanderliegen deutscher und wendischer Hufen, wie wir es außer in Rehin auch in den zauderischen Dörfern Alt-Langerwisch und Wildenbruch treffen. Ferner sind in diesen Gegenden fast noch häufiger als in der Altmark Paare benachbarter Dörfer gleichen Namens, die durch „Groß“ und „Klein“, „Deutsch“ und „Wendisch“ unterschieden werden. Während in der Altmark die Trennung in der Regel bestehen bleibt, sind sie hier häufig zusammengewachsen. 1197 bestand z. B. ein Dorf Poratz und daneben Slawisch-Poratz; 1375 giebt es nur ein Poratz.“ So würde sich auch am leichtesten die ansehnliche Menge von Kirchen und Kapellen erklären, die meist aus dem 13. und 14., zum Teil selbst aus dem 12. Jahrhundert stammend, sich noch jetzt in manchen dieser Gegenden finden.

Die kolonialisatorische Thätigkeit Lehnins ist leider nicht mehr in ihren Einzelheiten anzufassen, da die Klosterdokumente zumal aus der ersten Zeit, nur sehr unvollständig erhalten sind. Die umfangreichen Güter der Abtei lagen größtenteils in der Zauche, im Barnim und Teltow, sie erstreckten sich westlich der Zauche bis in das Magdeburgische Gebiet. Um 1234 werden als zu den Besitzungen des Klosters gehörig genannt: Arendsee, Tribustorf, Vnedewisch, Stolzenhagen, Reuenhof, Woltersdorf, Klosterfelde, Schönerlinde und Arnstorf, wozu 1242 Zehlendorf tritt. Außer für Schönerlinde sind Wögte und Hofmeister Lehnins auch für Mühlenbeck bezeugt. Aus den letzten Zeiten des Klosters, in denen die Germanisierung freilich als in der Hauptsache seit langem vollzogen gelten muß, mag erwähnt sein, daß 1459 Kurfürst Friedrich II. der Abtei das Recht verlieh, in dem Städtchen Werder Jahrmärkte abzuhalten, und daß 1476 die Orte Schildow, Wasdorf und Wilmersdorf erworben wurden.

Vollständiger unterrichtet sind wir über die Entwicklung von Lehnins bedeutender Tochtergründung, des zuerst in Parsteinsee erbauten Klosters Mariensee, das wenige Jahre später (1273) nach einer Insel des Choriner Sees bei Eberswalde verlegt ward und von dieser den Namen erhielt. Nach der Bestätigungsurkunde verliehen ihm die Brandenburger Markgrafen die Höfe Paliz, Plawe, Brodewin und Chorin mit den „Simpfen“ Rosin, Crummensee, Brodewinschese, Wittensee, Danelse, der große und der kleine Choriner See nebst dem dazwischen liegenden Hügelland und den in den Seen liegenden Inseln. Daneben erhielt das Kloster zweihundert Hufen Land. Lehnin trat Jädikendorf und Woltersdorf mit hundert Hufen ab. Bis zum Schluß des Jahrhunderts erwarb Chorin neben dem Patronat, dem Hospital und der Kirche in Oberberg durch Kauf, Tausch oder Schenkung an wesentlichen Besitzungen Parstein, das Dorf Zietken, das Dorf Rogäsen, das Dorf Brizke, Binnow, Schönermark, Richterfelde, Kunikendorf und Warzdin. In den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts fielen ihm u. a. zu: die Dörfer Ober- und Niederluppe, Altenhof, der Kiez bei Lunow, die Dörfer Lüdersdorf, Serwitz, Hertsprung, Golze, Buchholz, Groß-Zietken. Als Bischof Ludwig von Brandenburg 1335 Chorin die Zehntenerhebung in allen Besitzungen desselben überließ, zählte er folgende als Güter des Klosters auf: „Chorin, Goltz, Bricele, Groß-Cyten, Bucholt, Serwitz, Hertsprung, Stolzenhagen mit dem beiliegenden Kiez, Luderstorp, Parstein, Brodewin, Ober- und Unter-Lypa, das Hospital in Oberberg mit Warzdin.“ Daneben werden „10 Höfe in Nischenberg, 6 in Seonewelde, 5 in Vergers-torp, 8 in Crussow, 13 in Seonermarke, 4 in Adrohe bei Dorsten-berg“ erwähnt. Außerdem finden sich noch die Klode „Peliz, Plawe, Buchowe und Altena mit der Flur Voghofen“, sowie der „alte Herrensit mit dem beiliegenden Dorf bei Lunow“. Damit hat das Kloster den Höhepunkt seiner kolonialisatorischen Thätigkeit erreicht. Die späteren Erwerbungen dienen in der Hauptsache nur mehr dazu, seinen Reichtum zu vermehren, für die Germanisierung der Mark entbehren sie der tieferen Bedeutung.

Sind somit die Verdienste der beiden Klöster um die Kultivierung und Germanisierung der Mark unleugbar große, so erzeugt doch auch hier, wie dies bei den mittelalterlichen Vorläufern dieser letzten Kolonistenmönche in gleicher Weise der Fall gewesen, der wachsende Reichtum rasche Verwilderung. Schon 1339 wies Papp Benedikt XII. drei Aebte aus der Nachbarschaft Lehnins an, einen an einem Adligen und vier Dienern in den Räumen des sie beherbergenden Klosters verübten Mord zu untersuchen, eine That, die eine zehnjährige verwüstende Fehde heraufbeschworen hatte, und deren der Abt und seine Mönche selber und zwar von eignen Ordensgenossen vor dem päpstlichen Gericht zu Avignon bezichtigt wurden. Gerade der große Landbesitz ermöglichte es den Klöstern in jener vorwiegend naturalwirtschaftlichen Zeit, sich im Widerspruch zu ihren auf der eignen Arbeit ruhenden Anfängen in Ausbeuter-Organisationen zu verwandeln, ein Schicksal, dem trotz vorübergehende Verdienste das mit den Mitteln der Klassen-

gesellschaft wirtschaftende Kloster unter allen Produktionsformen bisher mit derselben Notwendigkeit verfallen mußte wie die andren Großbetriebsformen seiner Zeit. —

Dr. S. Laufenberg.

(Nachdruck verboten.)

Die Wanderung der Erdpole.

Man sollte auch von unsrer Erde, die sich rastlos um sich selbst und um die Sonne bewegt, erwarten, daß ihre Pole die Ruhepunkte „in der Erscheinungen Flucht“ bedeuten, und man hat es lange geglaubt. Schließlich erweist sich aber in allen Fällen das Gesetz von der Wandelbarkeit aller Dinge als ausnahmslos. Schon als man vor Jahrzehnten nach einer Erklärung für die große Eiszeit zu suchen begann, kam man auf die Vermutung, die Erdpole könnten vielleicht nicht immer dieselbe Lage besessen haben wie heute. Erst seit verhältnismäßig wenigen Jahren aber weiß man ganz bestimmt, daß die Pole ihre Lage verändern. Im Jahr 1885 wurde von dem deutschen Astronomen Küstner und von dem amerikanischen Astronomen Chandler gleichzeitig und unabhängig die Entdeckung gemacht, daß die geographische Breite eines Orts nicht immer dieselbe bleibt, sondern kleinen Veränderungen unterworfen ist, die sich bei der Genauigkeit der heutigen Messungen bemerkbar machen. Man glaubte bald festgestellt zu haben, daß dieser Wechsel periodisch im Zeitraum von 12—14 Monaten erfolgte. Daß wirkliche Schwankungen der Erdoberfläche dabei vorliegen, wurde außer Zweifel gesetzt durch die Beobachtungen von Marcuse auf Honolulu, das genau auf dem entgegengesetzten Meridian liegt wie Berlin, und die Veränderungen der geographischen Breite daher in durchaus entgegengesetztem Sinn zeigen mußte und tatsächlich zeigte. Nunmehr wurde die Beobachtung dieser Erscheinung durch eine Reihe von Sternwarten aufgenommen; man kam bald dahinter, daß der Nordpol eine höchst unregelmäßige Linie um eine feste Mittelstelle beschrieb, die er niemals zu erreichen scheint, obgleich er sich nicht weiter als 8 Meter von ihr entfernt.

Wie hat man sich nun das merkwürdige Verhalten der Erde vorzustellen?

Es handelt sich eigentlich nicht um Schwankungen der Erde selbst, die allerdings zur Folge haben, daß sich die Pole auf der Erdoberfläche verschieben. Die Erde hat ein Gewicht von rund sechs-tausend Trillionen Tonnen, und darum ist ihr wohl eine ziemliche Stabilität zuzutrauen. Nun wirken aber sehr viele und mächtige Kräfte darauf hin, ihr Gleichgewicht zu stören. Man denke nur, daß die Veränderungen des Luftdrucks, die wir im Barometer beobachten, auf einem größeren Teil der Erdoberfläche Schwankungen der Belastung um viele Millionen Kilogramm bedeuten. Außerdem arbeiten die Flüsse fortgesetzt an der Verlagerung mächtiger Massen sowohl von Wasser wie von festen Stoffen, die Meeresströmungen ändern ihre Richtung, ihre Temperatur und damit ihr Gewicht, große Vulkanausbrüche zerstreuen ungeheure Mengen von Gestein als Asche über weite Gebiete, und so giebt es viele Erscheinungen, die die Erdkruste veranlassen können, ihre Gleichgewichtslage um einen wenn auch kleinen Betrag zu verändern. Die Folge dieser Thatsache drückt der Physiker mit den Worten aus, daß der eigentliche Pol der Erde, d. h. das Ende der Drehungsachse, einen Kreis um den Trägheitspol beschreibt. Ein Umlauf vollzieht sich in etwa 430 Tagen. Da nun aber die Trägheitsachse selbst dauernd kleine Stöße empfängt und dadurch aus ihrer Lage gerüttelt wird, und da sich diese Stöße in dreifacher Verstärkung auf die Drehungsachse übertragen, so kommt innerhalb jedes Jahres noch eine zweite Kreisbewegung der Pole zu Stande, deren Radius jedoch nie über eine Zehntel Bogensekunde beträgt.

Aus diesen Sätzen ist zu entnehmen, daß man schon ziemlich weit in das Gesetzmäßige der Polschwankungen eingedrungen ist und Professor Chandler hat versucht, eine mathematische Formel zu finden, nach der sich die Lage der Pole für jede Zeit in Vergangenheit und Zukunft berechnen ließe. Dieser Versuch ist nicht gelungen, die Bewegung ist vielmehr zu verwickelt und von Umständen abhängig, die sich, wie z. B. große Vulkanausbrüche, nicht auf lange Zeit voraussagen lassen. Da es nun aber für mancherlei wissenschaftliche Arbeiten der Himmelskunde und der Erdmessung notwendig ist, die Lage der Erdpole jederzeit genau zu kennen, so bleibt nichts übrig, als ihre Wanderung unter ständiger Aufsicht zu halten. Dies ist seit etwa drei Jahren geschehen nach dem Plan, der vom Geodätischen Institut in Potsdam ausgearbeitet und zur Ausführung gebracht worden ist. Dr. Nissenpart hat diesem bedeutsamen wissenschaftlichen Unternehmen und seinem vorläufigen Ergebnis im letzten Heft der „Anschau“ eine fesselnde Beschreibung gewidmet. Das Hauptverdienst um das Zustandekommen der Forschungen ist Professor Albrecht in Potsdam zuzuschreiben, und deutsche Gelehrte sammeln und verarbeiten die ihnen aus allen Weltteilen zufließenden Messungen.

Um die Verschiebung der Erdpole dauernd zu verfolgen, war eine fortgesetzte Beobachtung an wenigstens vier Punkten der Erdoberfläche notwendig, die genau in derselben Breite und um etwa 90 Grad der Länge von einander entfernt liegen mußten. Es wurden im ganzen sechs Orte in 30 Grad 8 Minuten nördlicher Breite ausgewählt, nämlich einer in Japan (Mizufawa), einer in Innerasien (Tschardshui), einer in Sibirien (Carloforte auf Sardinien) und drei in Nordamerika (Gaitherburg in Maryland,

Cincinnati in Ohio und Alaska in Californien). Mit Ausnahme von Cincinnati mußte an diesen Plätzen eine besondere Warte für die Arbeiten eingerichtet werden. Seit dem Ende des Jahres 1899 sind dort ohne Unterbrechung Gelehrte mit der Messung der geographischen Breite nach dem Polabstand bestimmter Sterne mit verschiedenen Instrumenten beschäftigt gewesen, in Potsdam hat man die Beobachtungen gesichtet und zusammengestellt und daraus die Wanderungen des Nordpols ermittelt. Diese zeigen, wie erwartet, eine Linie von sehr unregelmäßigem Verlauf. Während im Jahre 1900 die Bewegung des Pols sehr geringfügig war, beschrieb sie 1901 eine ziemlich gleichförmige Ellipse. Wie genau die dazu notwendigen Messungen heute ausgeführt werden, geht daraus hervor, daß der Betrag der Schwankung in der ganzen Zeit von Ende 1899 bis Anfang 1902 in den aufeinander senkrechten Richtungen nur je 7/10 Meter gewesen ist. Aus den in Potsdam ausgeführten Rechnungen können nun alle Sternwarten die genaue Größe der geographischen Breite in der betreffenden Zeit entnehmen. Da sich durch die Entdeckung des japanischen Professors Kimura noch eine dritte Art jährlicher Schwankungen herausgestellt hat, so hat Chandler vorgeschlagen, auch auf der südlichen Halbkugel wenigstens drei Beobachtungsstationen auf demselben Breitenkreis zu errichten, und zwar in den Sternwarten von Sidney und Kapstadt und ferner an einem Platz 30 Seemeilen südlich von Santiago in Chile. Man vermutet, daß diese dritte Beeinflussung der Erdoberfläche entweder durch die jährliche Reise der Erde um die Sonne und eine dadurch veranlaßte scheinbare Verschiebung der Fixsterne oder durch eine jährliche Veränderung in der Größe der Brechung der Lichtstrahlung durch die Atmosphäre verursacht wird.

Dr. T.

Kleines feuilleton.

— Ueber thörichte Erkältungsfurcht schreibt Sanitätsrat Dr. Küster im „Aestulap, Beiblatt der Allg. Deutschen Univeritäts-Zeitung“, u. a. folgendes: Einen geradezu unheilvollen Schaden richtet die Erkältungsfurcht an. Verrückt ist man sich wohl allgemein klar darüber, daß starke Durchkältungen infolge Kreislaufstörungen den eingewanderten Bazillen einen günstigen Nährboden schaffen können. Aber die Erkältung ist dann doch immer nur die Gelegenheitsursache und der Tropfen, der das Glas Wasser zum Ueberlaufen bringen kann, aber nicht die eigentliche Ursache. Außerdem handelt es sich dabei doch nur um wirkliche, langandauernde Durchkältungen, nicht um schnell vorübergehende Temperaturunterschiede. Auf keinen Fall kann eine Erkältung eintreten, wenn zum Beispiel in der Elektrischen oder Pferdebahn vorübergehend die Bordthür geöffnet wird. Eine solche Furcht ist aber in Wirklichkeit vorhanden und hat in Berlin dazu geführt, daß die Thüren zur Vorderplattform während der Fahrt geschlossen gehalten werden. Man ist also genötigt, die verdorbene und durch den vielfachen Husten der Fahrgäste mit Bazillen geschwängerte Luft einzusatmen und sich der Gefahr der Ansteckung auszusetzen. Die Furcht vor Zug ist so gewaltig, daß jeder sich berechtigt glaubt, das vollständige Absperrn der frischen Luft zu beanspruchen, weil es zieht. Fast täglich kann man die ergößlichsten Streitigkeiten dieserhalb auf den Bahnen erleben. Das Bedenkliche hierbei ist aber, daß der Mensch von Jugend an verwehrt wird, daß er erwachsen sich für verpflichtet hält, sich ängstlich von Luft, Licht und Wasser fernzuhalten, denn auch beim Waschen könnte ja eine Erkältung stattfinden. Hierdurch entzieht er sich der Grundbedingung für einen gesunden und kräftigen Aufbau des Körpers; er wühlt wie eine Pflanze dahin, die nicht genügend mit Licht, Luft und Wasser versehen wird. — So weit Dr. Küster. Bei den neuen Wagen der „Großen Berliner“ ist die zweiteilige Thüre nie ganz geschlossen. Es bleibt ein feiner Spalt und der dadurch entstehende Zug langt gerade zu einer schönen, runden, dicken Bade. Noch viel „gesünder“ sind die noch jetzt, Ende November, fahrenden „Weissenfer Sommerwagen“. Da giebt's Luft und Zug und Wasser bei Regenwetter, so viel man will. Es wäre gar nicht ohne, wenn sich der Verwaltungsrat der „Großen Berliner“ einmal, vielleicht gegen Weisnachten, etwa drei Stunden lang in so einem Ding rund um Berlin herumfahren ließe.

k. Künstlerschicksal. Aus London wird berichtet: Auch nach dem Tode James Mc Neil Whistlers zeigt sich wieder die schon so oft beobachtete Erscheinung, daß die Preise der Werke eines Künstlers ganz außerordentlich in die Höhe schnellen, sobald er gestorben ist. Seit dem Tode Whistlers im Juli dieses Jahres ist die Nachfrage nach seinen Werken sehr stark gestiegen. In den letzten Wochen haben fettene oder besonders schöne Radierungen den Eigentümer gewechselt für Summen, die man vor einem Jahre noch für übertrieben angesehen hätte. Sein Bild „La Princessa du pays de la porcelaine“ aus dem Jahre 1864 geht jetzt für 100 000 M. nach Amerika, während es auf den Londoner Auktionen in den neunziger Jahren nur 8820 M. erzielte. Man kam dabei nicht einmal jagen, daß Whistlers Auf erst in dieser Zeit allgemein geworden wäre. Ebenso brachte auch das Bild „Die Liebe und der Pilgrim“ von Burne-Jones bald nach seinem Tode 118 250 M. und wenige Monate vorher ging das schönere Bild „Venuspiegel“ für nur 1075 M. weniger in andren Besitz über, während es 1875 nur 73 100 M. gebracht hatte. Gegenüber dem Preise von 100 000 M., den das Bild von Whistler jetzt erzielt, sind die Preise, die seine Arbeiten früher in Versteigerungen

erzielten, lächerlich gering; größere Werke von ihm gelangten allerdings nicht mehr zum öffentlichen Verkauf, seitdem er sich seine hervorragende Stellung erkungen hatte. Bei der Reillon-Auktion im Jahre 1894 brachte „Das Musikzimmer“ 4085 M.; im Jahre 1900 eine kleine Strandscene in Wasserfarben, 8x4 3/4 Zoll, 2687 M. und das berühmte Portrait von Miss Rosa Corder erzielte vor einigen Jahren nur 4945 M. Bei der Graham-Auktion im Jahre 1886 erzielte das berühmte Bild „Feuertempel in Cremona Garbens“, das den Gegenstand seines berühmten Streites mit Muskin bildete, unter Vesfall und Bischen 1290 M. Für das Bild „Die Themie im Eis“ erhielt Whistler nur 200 M. Dieses und ein andres, „Am Klavier“, gingen dann für 32 000 M. in die Sammlung eines Schotten über. „Am Klavier“ ist jetzt allein von Edmund Davies für 60 000 M. gekauft worden.

Humoristisches.

— Von einem ländlichen Feuerwehrrüchli erzählt die „Breslauer Morgenzeitung“: Die Rauschwißer und die Jätschauer liegen sich in den Haaren wegen einer völlig unbrauchbaren Feuerpritze, die drei Gemeinden, darunter den zwei erwähnten, gehört. Die Jätschauer, bei denen die Spritze stand, wollten das zwecklose Ungetüm verkaufen und wenn es „als altes Eisen“ wäre. Ihre Absicht scheiterte jedoch an dem Willen der Gemeinde Rauschwitz. Nun ereignete sich etwas, was den Unwillen der Rauschwitzer erregte. Eines Abends versammelten sich die Jätschauer und gründeten eine Feuerwehr. Gleich nach der Gründung — es war abends etwa um 10 Uhr — kam man auf den Gedanken, bald die erste Uebung abzuhalten und — gedacht, gethan. Aber diese Uebung, o Tüde des Schicksals — war der Grund, daß in dem Anstaltsraum in Saale des Glogauer Schöffengerichts acht Mitglieder der Jätschauer Feuerwehr Platz nahmen. Den Podiumerraum füllten die Interessenten aus Rauschwitz und Jätschau, so daß der Schöffengerichtssaal ein vorwiegend ländliches Gepräge hatte. Die Uebung war es, die hier zur Sprache kommen sollte. Abends gegen 10 Uhr wurde ein Pferd vor einen Brettwagen gespannt, auf dem die Mannschaften Platz nahmen, die Spritze, die den Charakter einer solchen infolge ihrer Altersschwäche schon längst verloren hat, wurde angehängt, und fort ging es im Trabe nach Rauschwitz; einer rannte hinterher mit Latere und Klingel, die er heftig in Bewegung setzte, denn die Uebung sollte doch nach etwas aussehen. Auf der Dorfstraße vor dem Hause des Gemeindevorsetzers ließ man die Spritze stehen, und die Mannschaft fuhr wieder heimwärts mit dem befriedigenden Gedanken im Herzen, der Gemeinde Rauschwitz eine Freude bereitet zu haben. „Die werden früh Augen machen, wenn sie die Spritze jetzt allein haben.“ Und richtig, die Rauschwitzer waren sehr erstaunt, aber über das Geschenk nicht so sehr entzückt wie die Jätschauer dachten. Sie erachteten den Eberz — nein die Uebung — als eine Foperei, und der Amtsvorsetzer sandte jedem der Beteiligten eine Strafverfügung über 5 M. wegen nächtlicher Ruhestörung. Sie sollten doch wenigstens etwas haben für ihre nächtliche Uebung! Hiergegen hatten nun sämtliche Beteiligten richterliche Entscheidung beantragt. Aber auch das Schöffengericht half den „Wohlthätern“ nicht, im Gegenteil, es erhöhte bei sechs Angeklagten die Strafe von 5 auf 15 M., bei demjenigen, der das Gespann stellte, von 5 auf 20 M., nur bei dem, der hinterher rannte, blieb es bei 5 M. Strafe. Bei den ersten sieben Personen wurde außer nächtlicher Ruhestörung Verübung groben Unfugs angenommen.

Notizen.

- Ein neues Bühnenpiel von Karl Hauptmann „Der Königs Harfe“ ist soeben bei Georg D. W. Callwey in München als Buch erschienen.
- Der Wilsche Roman „Aus einer kleinen Garnison“ ist vom Wiener Verlag erworben worden; eine Neu-Ausgabe wird in den nächsten Tagen erscheinen.
- Spencers Selbstbiographie wird, dem Londoner Wochenblatt „British Weekly“ zufolge, demnächst erscheinen.
- Der Komiker Georg Engels ist auf fünf Jahre für das Neue und Kleine Theater engagiert worden.
- Franz v. Schönthans Komödie „Maria Theresia“ wird am 23. Dezember im Berliner Theater die Uraufführung erleben; Jenny Groß spielt die Titelrolle.
- Die beiden Stipendien der Ernst Meichenheim-Stiftung (je 600 M.) sind für das Jahr 1903/1904 den Maxen Marlin Lünstroth und Hans Schmidt, beide aus Berlin, verliehen worden.
- Auf der Dresdener Großen Kunstausstellung 1904 werden zwei Gärten zu sehen sein: ein Garten im Stil aus dem Anfang des vergangenen Jahrhunderts nach dem Entwurf des Direktors der Dresdener Kunstgewerbeschule, Geheimrat Professor Grass und des Gartenbaudirektors Vertram und ein Garten im modernen Stil nach dem Entwurf des Architekten Wilhelm Kreis und des Obergartendirektors Bouché. Beide Gärten sind dazu bestimmt, um Plastik im Freien aufzustellen.
- Die Mitglieder der Nordenskjöld'schen Südpolar-Expedition sind von dem argentinischen Kriegsschiff „Uruguay“ in Louis Philippe-Land und in Seymour's-Insel aufgefunden und aufgenommen worden. Die Expedition, die schon im Frühjahr zurück sein sollte, galt bereits als verlohnen.